

Nr. 120 **Bromberg, den 27. Mai 1933.**

Graf Lewenborg und die Vagantin

Roman von Hans Possendorf.

Vor Prag.

Man mußte es Herrn Johann Christoph von Königsmark lassen: Nicht nur Schlachten, sondern auch Feste verstand er zu leiten.

Schon am vorhergehenden Abend halte beim Empfang Seiner Durchlaucht am Weißen Berge alles vorzüglich geklappt. Aber der Knalleffekt — im wahren Sinne des Wortes — sollte jetzt erst kommen.

Als die Herren im Mittelpunkt des Hradschin, auf dem Platz vor der Hofburg, angelangt und von ihren Pferden abgesessen waren, winkte Herr von Königsmark mit dem Taschentuch nach dem Turm hinauf, und sofort schwenkte der Posten dort oben eine große Fahne.

Die Belagerungstruppen jenseits der Stadt sahen das Signal und machten sich zu der Überraschung bereit, die genau fünf Minuten später stattfinden sollte.

Während Herr von Königsmark den Pfalzgrafen und dessen Gefolge nun durch den ersten Burghof und dann die Treppe hinauf zu den Kaisergemächern geleitete, sah er immer wieder verstohlen auf das Zifferblatt von seinem Nürnberger Ei, das er in der linken Hand verborgen hielt. Und er verstand es so geschickt einzurichten, daß gerade die verabredete Zeit vergangen war, als die Herren an das breite Fenster traten, um auf das prächtige Stadtbild des alten Prag hinabzuschauen.

„Ah!" rief der Pfalzgraf bewundernd aus. „Welch ein herrlicher . . ."

Er hatte wohl noch sagen wollen: „Blick". Aber das Wort wurde ihm vom Munde abgeschnitten: Ein Donnern, Krachen und Blitzen hub an, wie er dergleichen noch nicht erlebt, und dann prasselte ein wahrer Regen von Geschossen und Feuerkugeln auf die belagerte Stadt hernieder.

Mehr als vierhundert schwedische Kanonen und Feuerwerfer waren drüben von der Ostseite her fast im gleichen Augenblick gegen Praa abgeschossen worden.

Das Getöse und der Anblick waren so überwältigend, daß Seine Fürstliche Durchlaucht, der Herr Pfalzgraf Karl Gustav, der neuernannte Generalissimus aller Truppen der schwedischen Krone, noch eine ganze Weile schwieg, nachdem es vorüber war.

Endlich sagte er, seine Rechte dem General von Königsmark und seine Linke dem General Wittenberg reichend: „Potz Wetter! Das nenne ich mir ein wackeres Willkommen, Ihr Herren!"

Über General von Königsmarks brutales Schwerenötergesicht ging ein Schmunzeln der Erleichterung. Er hatte nämlich ein sehr schlechtes Gewissen gehabt, weil er es hier, nach der Eroberung der Prager Kleinseite und des Hradschin, doch etwas gar zu toll getrieben. Die letzten Worte des Pfalzgrafen hatten aber so huldvoll geklungen, daß die Besorgnisse des Generals, wegen seiner Übergriffe von ihm zur Rechenschaft gezogen zu werden, immer mehr schwanden. Und als der Pfalzgraf nun bat, ihm den Stand der Belagerung genau zu erläutern, da man von diesem Fenster aus den besten Überblick über die Stadt und ihre Umgebung habe, da tat es der Herr von Königsmark mit solcher Klarheit und streute zwischen seine Erklärungen so treffende und beißende Scherze über die verzweifelte Lage des Feindes ein, daß der Generalissimus in immer bessere Laune geriet.

Zum Schluß seiner Erläuterungen sprach Herr von Königsmark die bestimmte Hoffnung aus, daß mit Hilfe eines so genialen Feldherrn wie des Pfalzgrafen und einer so großen und wohldisziplinierten Armee, wie sie der neue Generalissimus mitgebracht habe, auch das Endziel, die Eroberung der Prager Alt- und Neustadt, in wenigen Wochen erreicht werden würde.

Dann nahm die Besichtigung der Hofburg ihren Fortgang und fand ihr Ende in dem Gemach, wo einst ein furchtbarer Auftritt das Signal zum Ausbruch dieses längsten Krieges der Weltgeschichte gegeben hatte.

„Hier, durch dieses Fenster hat man sie hinausgeworfen, die beiden Herren Kaiserlichen Statthalter nebst ihrem Sekretär!" erklärte Herr von Königsmark lachend, als ob es sich um die Erinnerung an einen gut gelungenen Scherz handele.

„Vor dreißig Jahren!" sagte der Pfalzgraf und nickte sinnend vor sich hin. „Dreißig Jahre — und noch immer dauert das Ringen. Wer weiß, wie lange noch!" Er trat dabei an das Fenster, sah in die Tiefe hinab und zog sich mit einem Ausruf des Schauderns wieder zurück.

„Vierzig Ellen hoch!" meinte Königsmark grinsend. „Die Herren müssen gute Knochen gehabt haben, daß sie diesen Sturz überstanden!"

„Wenn ich recht unterrichtet bin," erwiderte der Pfalzgraf, „so hatten sie das Glück, auf einem Kehrichthaufen zu landen, — nicht wahr?"

„Ganz recht! Sie fielen in den Mist, Euer Durchlaucht. Hoffen wir, daß es ein Symbol sei!"

Da löste sich des Pfalzgrafen Nachdenklichkeit in herzlichem Lachen, in das sein ganzes Gefolge von hohen Offizieren einstimmte. Und in bester Laune begab man sich zur Tafel, die in dem prächtigen Huldigungssaal der Hofburg gerichtet war. —

Als sich das üppige Bankett seinem Ende zuneigte und die Tafelrunde sich schon in zwanglose Gruppen aufgelöst hatte, ging Herr von Königsmark quer durch den Saal auf ein paar Offiziere zu, die plaudernd beieinander standen. Seine Schritte waren nicht mehr ganz sicher, denn selbst die Anwesenheit des Generalissimus hatte ihn nicht dazu vermocht, sich beim Trinken zu mäßigen.

Nun gab er einem der Offiziere, einem hochgewachsenen, schlanken Kürassier, einen derben Schlag auf den Rücken. „Hei, Lewenborg, alter Freund! Jetzt wollen wir auch mal ein Wörtchen miteinander reden!"

Der Angeredete, Obrist Harald Lewenborg, war unter dem unvermuteten Schlage nicht einmal zusammengezuckt. Ruhig wendete er sich nach dem General um und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Ihr wart ja bisher so beschäftigt, Königsmark, daß man Euch noch nicht einmal beglückwünschen konnte. Wir wollten's schier nicht glauben, als die Nachricht kam, Ihr hättet die Kleinseite von Prag sam dem Hradschin genommen."

„Und ohne Verlust, mein Freund!" rief der General, während er seinen Arm unter den des Obristen schob und diesen mit sich zog. „Einen einzigen Toten und einen einzigen Blessierten habe ich gehabt."

„Das nenn' ich, seine Truppen schonen!" warf Lewenborg ein.

„Und Beute haben wir gehabt!" fuhr Königsmark fort. „Ich habe doch schon manch guten Fischzug in Deutschland getan. Aber was hier an Schätzen steckt, könnt Ihr Euch nicht vorstellen, Lewenborg! Mancher von meinen Offizieren und Soldaten hat sich hier für sein ganzes Leben gesund gemacht."

„Und Ihr selbst seid wohl, nach allem, was man so hört, auch nicht zu kurz gekommen?" Der Obrist sah den General lächelnd von der Seite an.

„So, so? Was hört man denn?" fragte Herr von Königsmark lauernd.

„Ihr wißt, daß ich Euch von Herzen halb Deutschland gönne, alter Freund," erwiderte Graf Lewenborg. „Doch Ihr solltet das nächste Mal zuverlässigere Leute dazu wählen, um Euren Anteil abzufahren. Als ich vor sechs Wochen in Leipzig lag, kamen fünf große Planwagen durch die Stadt. Und Eure Soldaten, die den Transport begleiteten, haben erzählt, die Wagen wären von oben bis unten mit Gold- und Silbergegenständen gefüllt, und dies sei die persönliche Seite des Herrn Generals von Königsmark."

Der General stapfte mit dem Fuße auf. „Schweinegesindel, undankbares! Mit Jauche sollte man ihnen die Mäuler stopfen, anstatt mit Geld und Geschenken, wie ich gutmütiger Esel es getan habe!" Er blickte mit gefalteten Brauen ein Weilchen vor sich hin. Dann zog er den Obristen noch mehr abseits und sagte eindringlich: „Lewenborg, Ihr seid der Einzige, zu dem ich Vertrauen habe. Bitte, gebt mir offen Bescheid, was bei Hofe in Stockholm und beim Stabe des Pfalzgrafen über mich in diesem Bezug bekannt und geredet worden ist. Ich muß wissen, woran ich bin."

„Nun, man hat sich über so manches aufgehalten," gab der Obrist zurück. „Nicht nur über die Menge der Beute, die Ihr für Euch und Eure Truppen behalten habt, sondern auch über die Art, wie Ihr sie herauspreßt. Man sagt, daß Ihr Frauen und Kinder der ersten Familien von Prag gefangen gesetzt und hart angefaßt hättet, damit sie alles angeben sollten, was an Werten in den Häusern versteckt war. Und den Schatzmeister des Kaisers, den Herrn Miseron, hättet Ihr gar mit grausamer Folter bedroht. Das gefalle ihm übel, hat der Pfalzgraf geäußert. — Ihr wißt ja, daß er den Ehrgeiz hat, ein zweiter Gustav Adolf zu werden an Strenge und Gerechtigkeit."

„So besteht also in Stockholm eine Verstimmung gegen mich," fragte Herr von Königsmark mit neu erwachtem schlechten Gewissen. „Sagt's nur gleich ganz offen, daß ich bei der Königin in Ungnade gefallen bin!"

„In Ungnade? — Ihr?" Graf Lewenborg lachte laut auf. „Nein, mein Freund, — solange eine Frau in Schweden herrscht, hat Herr Johann Christoph von Königsmark wohl kaum etwas Schlimmes zu befürchten. Denn wann wäre Euch eine Frau jemals gram gewesen!"

Sofort kam wieder der gewohnte Ausdruck von guter Laune in das Gesicht des Generals. Und während er sich, geschmeichelt, ein wenig aufblähte, sagte er zutunlich: „Nun aber erzählt mal von Euch! Wie geht's? Es sind, glaube ich, an die zwei Jahre, daß wir uns nicht mehr gesehen haben."

„Ich wüßte bei Gott nicht, was von mir zu berichten wäre". Obrist Lewenborg machte eine müde Handbewegung, die zu seiner kraftvollen Erscheinung nicht recht passen wollte. „Immer das gleiche: Kämpfen, Morden, Plündern in schöner Abwechslung mit Fressen, Saufen und Jagen. Dazwischen mal ein Skandal oder Duell unter den immer unbotmäßiger werdenden Offizieren oder eine Exekution von ein paar auffässigen Soldaten. Jahr um Jahr geht das so weiter."

„Kurz, Ihr habt es satt — wie? Aber wer hindert Euch, Lewenborg, das Schwert an den Nagel zu hängen und daheim in Schweden auf Euren Gütern in Frieden zu leben? Ihr besitzt ja von Hause aus, was wir anderen armen Luder uns erst durch den Krieg schaffen mußten."

„Ihr habt nur scheinbar recht," gab der Obrist schwermütig zurück. „Denn das Schlimme ist, daß ich nichts so fürchte, wie den Frieden. Was soll ich beginnen, wenn sich die Herren in Münster einigen und das Traktat unterschreiben? Und einmal muß es ja dahin kommen. — Für den Frieden bin ich schon gar verdorben. Soll ich mich allein auf meine Güter setzen und mich zu Tode langweilen? Außer zwei alten Basen lebt in Schweden keine Menschenseele mehr, die mich etwas anginge."

„Ihr solltet endlich heiraten und ein Dutzend Kinder in die Welt setzen! Die würden Euch die Langeweile vertreiben. Und ich finde, daß es für Euch die höchste Zeit ist, Lewenborg. Wir sind schon beide alte Böcke. Achtundvierzig! Und die Kriegsjahre zählen doppelt. Also rechnet's Euch aus!"

Und da der Obrist eine wegwerfende Bewegung machte, fuhr Königsmark fort: „Tut mir nicht gar so großartig, als wenn ein Weib für Euch erst noch gebacken werden müßte! Es wimmelt hier in Prag von hübschen und reichen Frauenzimmern. Ei, der Teufel, was habe ich für bildhübsche Weiber gesehen bei den Familien, die ich hier habe festsetzen lassen. Weiß Gott, ich hätte mir — wär ich ein Türke — ein halbes Dutzend der jüngsten und schönsten Mädel ausgesucht — als Lösegeld für ihre Väter und Brüder." — Er blinzelte dem Obristen zu — „Aber als Christ und Ehrenmann kann man so etwas ja leider nicht."

Er brach plötzlich ab, denn Graf Lewenborg hatte mit einmal einen feuerroten Kopf bekommen und starrte ihn mit einem Blick an, als wolle er ihm im nächsten Augenblick an die Kehle springen.

„Lewenborg, was ficht Euch denn an?" fragte Königsmark. Aufrichtiges Erstaunen klang aus seiner Stimme.

Da löste sich die starre Miene des Obristen, und er sagte mit einem verzerrten Lächeln: „Verzeiht, aber meine Gedanken waren ganz wo anders. Erzählt nur weiter. Ich höre Euch jetzt aufmerksamer zu."

In diesem Augenblick entstand im Saale eine allgemeine Bewegung: Der Pfalzgraf hatte das Bankett aufgehoben und den Abmarsch befohlen.

Wenige Minuten später verließ er mit allen Offizieren die Hofburg, um sich zu seinen Truppen zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Von Werner Fuchs-Hartmann.

Es gibt eine Hilfsbereitschaft, die nicht dankbar zu stimmen vermag — weniger, weil sie um unsere Schwäche weiß, als darum, dieses Wissen nicht verbergen zu können.

*

Eine Torheit, die wir überlegen können, zieht uns mehr an als eine Wahrheit, die uns nicht mehr bereichert.

*

Wie mancher glaubt frei zu sein nur deshalb, weil er nicht die Wände seiner Zelle findet.

*

Es gibt Ereignisse, die nur ihre Schatten vorauswerfen, aber Licht bringen sie nicht.

Leiden und Träumen.

(Fortsetzung.)

Sie träumte. War es möglich, daß Gedanken so holde Wege hatten? Frühlingswege unter knospenden Birken, auf die die Sonne Lichtfunken streute — und war es möglich, daß man auf solchen Wegen nicht allein ging? Sang die Amsel in dem kleinen Hofgarten nur für sie, und hörte sie sie nicht überhaupt zum erstenmal? Lag sie nicht hier wie eine Prinzessin? Nicht einmal die häßlichen Geldsorgen durften zu ihr heran, denn triumphierend hatte sie berechnet, daß selbst eine lange Zeit in der Klinik und alles was folgte — alles — ihr kleines Kapital nur ein wenig schmälerte. Dafür ließ sie der Mutter den Rest, so daß sie in Zukunft ruhig die Zinsen verbrauchen konnte.

„Ich habe aber nur für sechs Wochen gerechnet", sagte sie und sah ihn bittend an.

Aber nun war er immer auf seiner Hut. Da sein Herz immer wach war, lange ehe er die Tür des Zimmers öffnete, konnte sie ihn nicht wieder überrumpeln.

Er lachte sie aus. „Es wird Ihnen noch gehen, wie jenem reichen alten Junggesellen, der sein Lebensende willkürlich ansetzte und sein Vermögen verpraßte. Dann aber —"

„Nun?"

„Dann mußte er noch auf zehn Jahre ins Armenhaus zu Wasser und Brot."

Sie sah ihn an und wurde ganz ernst.

„Meine Seele ist ja schon im Armenhaus gewesen; lange Jahre hat sie bei Wasser und Brot gesessen. Ich fürchte mich nicht mehr. Ich will auch nichts wissen. Nur tun, was das Buch sagt: träumen."

Er kam am Nachmittag immer so, daß er eine Weile bleiben konnte. Die junge Frau nebenan war mit sehr viel Geräusch in ihr Heim übergesiedelt, und das Zimmer stand leer. Da konnte sie gut lauschen, bis sein Tritt kam und an ihrer Tür hielt. Aber sie lauschte anders, als früher auf den Schritt des Professors. Sie war unglücklich, wenn der Tag trübe war und die Sonne nicht um ihr Bett lag, und sie hätte gerne ein einziges Mal von Schwester Henny einen Spiegel gefordert. Aber sie schämte sich. Da, in der Schublade des Nachttisches lag das kleine Spiegelchen, das sie mitgebracht hatte. Aber sie konnte sich nicht erheben, und ihre Hand, die danach tastete, erreichte es nicht. Übermorgen aber kam der Professor zurück. Dann war alles zu Ende.

Aber als sie ihm das sagte, weil ihr Vertrauen so war wie ein tiefer Brunnen, den nichts ausschöpfen konnte, wurde er ganz ernst.

„Sie bleiben *meine* Patientin, Marianne, daran ändert sich nun nichts mehr; auch wenn er die Oberhoheit behält, schon damit Ihre Mutter nicht unruhig wird. Sie sind nun wirklich eine Prinzessin und haben einen Leibarzt."

Da wagte sie sich noch einen Schritt weiter, in dem glücklichen Gefühl des Geborgenseins. Denn er hatte ihre Mutter erwähnt. Mit der hatte Marianne nicht reden können bisher. Und das ängstigte sie, daß sie die alte Frau allein lassen mußte auf diesem letzten Wege, den sie ging. Sie konnte sich freilich nun nicht mehr aufhalten, sondern wollte und mußte vorwärts. Aber der Ausdruck in den Augen der Mutter, wenn sie die Blumen sah, quälte sie. Warum brachte der Arzt die Blumen? Und warum das kostbare Obst? Wenn es nötig war, würde sie es zahlen, sie, die Regierungsrätin Eckardt, der nichts gut genug war für ihr Kind, das sterben sollte, und von dem sie erst in der Stunde dieser schaurigen Gewißheit wußte, daß sein Leben hart gewesen war.

Marianne sprach zu ihm von der Mutter, und am nächsten Tage richtete er seinen Besuch so ein, daß er sie traf, als sie gehen wollte. Da bat er, sie begleiten zu dürfen. Schwester Henny stand am Fenster, und ohne daß die Kranke fragte, sagte sie ihr, wie beide zusammen über den Hof gingen und wie er seinen Schirm über die alte Frau hielt, denn es regnete schon seit dem Morgen.

Marianne schlief wie ein Kind bei dem rauschenden Regen ein. Nun war jemand da, auf den sich die Mutter stützen konnte. Denn der Bruder öffnete jenen versiegelten Brief zu spät.

Aber ein Mutterherz ist die echte Rose von Jericho. Es braucht nur einen Sonnenstrahl, damit die verdorrten Triebe wieder ausschlagen. Und seit Frau Eckardt mit dem jungen Arzt gesprochen hatte, hoffte sie. Er hatte ihr freilich kein Wort der Hoffnung gesagt. Aber war das alles nicht ein Wunder? Die Regierungsrätin glaubte nur an die biblischen Wunder. Im Leben war immer alles ganz natürlich zugegangen. Es hatte wahrlich ein jeder Tag seine eigene Plage gehabt. Und der Professor hatte gesagt, man sei zu spät zu ihm gekommen, und Marianne müsse sterben. Damals, vor Jahren, als sie zuerst geklagt, damals sei es Zeit gewesen. Man müsse freilich operieren, weil eine schwache Hoffnungsmöglichkeit dahinterstehe. Aber dann war der Befund viel schlimmer noch gewesen, als er gefürchtet. Es der Patientin leicht machen, das sei alles.

Die Mutter hatte das auch geglaubt, und das „zu spät" hatte sie so gedrückt und verfallen lassen. Wie sollte sie das tragen? Doch nun kamen ihr zum erstenmal Zweifel an der Unfehlbarkeit des Professors. Vielleicht wußte der junge Arzt doch mehr wie jener. Vielleicht würde er Marianne retten. Er liebte sie ja. Das wußte sie ganz genau, nachdem er mit ihr gesprochen, obgleich er kein Wort davon gesagt hatte. Und in der grauen Frau, die der Gram in seine Spinnwebenschleier gehüllt hatte, wachte eine ganze Welt von zitternder Hoffnung auf.

Hatte nicht auch sie nachzuholen? Wann hatte sie je gewagt, die Zukunft ihrer Tochter sich auszumalen, wie es andere Mütter tun? Mit Sorge hatte sie das Mädchen heranwachsen sehen, das nicht schön, nicht reich und ohne Talente war. Was sollten solche Mädchen auf der Welt? Ganz still hatte sie ihren Kummer getragen. Der Regierungsrat war im Lauf der Jahre auch der Gattin gegenüber der tadellose Beamte geworden, der es nicht liebte, in Tiefen zu steigen, wo unliebsame Dinge der Erörterung harrten. Die Oberfläche mußte glatt sein. Und sie war es auch bis zu seinem Tode geblieben. Selbst Mutter und Tochter hatten sich immer zurückgehalten, wenn von den Liebeleien der andern jungen Mädchen die Rede war, und eine Verlobung war im Familienkreise, nachdem der notwendige Besuch erledigt, stillschweigend übergangen worden.

Aber an dem Krankenlager in der Abendsonne des Frühlings gaben sich alle Lebenshoffnungen ein Stelldichein. Und eines Tages zog die Mutter die Schublade auf und nahm das kleine Spiegelglas und gab es in die Hände der Tochter.

„Sieh, Marianne!"

Ihre Stimme aber klang ganz anders, als vor dem ersten Ball, da sie mit einem leisen Seufzer an den Spitzen des Ausschnitts gezupft hatte, aus dem die harten Halsknochen hervorsahen.

Und Marianne blickte auf ein kleines Bild, das war ganz fern von schön oder häßlich, und war doch so, daß man seine Augen nicht abwenden mochte. So überschauert von einer fremden Glückseligkeit, mit so tiefen, leuchtenden Augen. Und sie legte das Spiegelchen ganz erschrocken aus der Hand, denn sie begriff die Gedanken der Mutter.

„Mutter!"

„Warum nicht, Marianne, warum nicht? Ärzte sind doch nicht unfehlbar. Auch dein Professor nicht."

Denn der war nun zurück, und alles war geworden, wie der Freund es versprochen. Der Professor wunderte sich offenbar ebensowenig wie Schwester Henny.

Marianne aber sagte noch einmal: „Mutter!" Und ein Neues war in ihrer tiefen Stimme. Aber keine Hoffnung und kein Glück.

Die Mutter beugte sich über sie. Es schien, als hätte eine weiche Hand über ihr Gesicht gestrichen, und sie sagte ein paar leise, liebkosende Worte, wie sie sie vielleicht nicht zu dem Kinde gesprochen.

„Wünschest du es denn so sehr, Mutter?"

Da nickte jene, und stille, große Tränen fielen aus ihren Augen, rasch, als hätten sie zum ersten Male Erlaubnis, *hier* zu fließen, sie, die sonst geduldig warteten, bis sich die Tür des Krankenzimmers geschlossen.

Nun — nun erst begann Mariannens Qual. Denn das Glück hat einen Stachel, wo es auch Wurzel schlägt. Und es kommt immer die Stunde, in der es seinen Zoll verlangt.

Wenn die Mutter recht hatte? Wenn sie noch einmal aufstehen konnte, umhergehen, die Klinik verlassen? Wenn es noch eine Frist gab, eine lange Frist?

O der Qual, der Qual!

Wie hatte sie eigentlich das Leben verstehen gelernt, ihr Leben und sein Leben? Vielleicht verstand sie nicht ganz, nicht alles. Aber eins wußte sie genau: nur die Wände des Krankenzimmers hielten ihren Traum. Jenseits, in dem alten Leben mit seiner Hardanger Arbeit und seinen kleinen häuslichen Pflichten erwartete sie die Verzweiflung. Ihr Tod war ihr Leben. Das Leben selbst, ja nur noch eine längere Frist, würde ihr Tod sein. So wollte sie ihm entschwinden, wie ein liebes Bild, das die Zeit verblaßt, bis es zum Schatten wird. Es sollte nicht in Alltäglichkeit und Zwang enden, was begonnen hatte in der Erhabenheit der Todesnähe. (Schluß folgt.)

Die unschuldig verdächtigte Köchin.

Von **Theodor Lindenstädt.**

In einem Londoner Krankenhaus mußte unlängst an einer etwa vierzigjährigen Frau eine größere Operation vollzogen werden. Während sie unter der Wirkung des Betäubungsmittels schon halb bewußtlos da lag, begann sie plötzlich zu reden. Und zwar bediente sie sich einer Sprache, von der sie in wachem Zustande nicht die leiseste Ahnung hatte, nämlich des Gälischen, und zwar der im schottischen Hochlande noch vereinzelt gesprochenen Abart, des Hoch-Schottischen. Einzig und allein der behandelnde Arzt, zufällig ein Schotte, der sich mit dem heimatlichen Dialekt vorzugsweise beschäftigt hatte, vermochte sie zu verstehen.

Nach glücklich vollzogener Operation erzählte die Frau, daß sie selbst nicht Schottin sei, auch nie im Leben Hoch-Schottisch gelernt oder gesprochen habe. Allerdings hatte sie in ihrem ersten Lebensjahre in den Hochlanden gelebt und dort ein schottisches Kindermädchen gehabt, das häufig gälisch zu sprechen pflegte. Die Worte hatten sich offenbar in ihrem Unterbewußtsein eingeprägt und waren dort haften geblieben, viele Jahre, nachdem die inzwischen Erwachsene sie vergessen. Unter dem Einfluß des Betäubungsmittels hatten sie sich dann gewissermaßen wieder an die Öffentlichkeit gedrängt.

Wir haben hier nur eins der zahlreichen Rätsel vor uns, die uns unser Gedächtnis zuweilen aufgibt. Ähnlich gelagert war der Fall eines jungen Mannes in einer Anstalt für Geistesschwache. Im normalen Zustande erwies er sich als völlig ungebildet; bekam er aber einen Anfall, so trug er lange Abschnitte aus Racine und anderen französischen Dramatikern vor. Es zeigte sich später, daß seine Eltern ihn in früher Jugend häufig ins Theater mitgenommen hatten, wo sich ihm die langen Dialoge, obgleich er ihren Sinn nicht verstand, ins Gedächtnis eingeprägt hatten. Die zeitweilige Trübung seines Geisteszustandes brachte sie dann nach vielen Jahren wieder zum Vorschein.

Besonders eigenartig erscheint der Fall eines jungen Dienstmädchens, das im Schlaf griechisch und hebräisch zu sprechen pflegte. Der Herrschaft erschien dies völlig rätselhaft, da ihre Angestellte niemals entsprechenden Unterricht gehabt hatte. Man forschte nach und fand, daß die sonderbare Sprachkünstlerin vorher im Hause eines Professors diente, der zu Hause mit Vorliebe Abschnitte aus griechischen oder hebräischen Schriften vortrug. Auch hier hatten sich die Worte, die dem Mädchen nichts sagen konnten, unbewußt im Gedächtnis festgesetzt und traten im Schlaf wieder zum Vorschein.

Obwohl wir wissen, daß beim Gedächtnis psychologische und physiologische Faktoren mitsprechen, so ist sein eigentliches Wesen doch auch heute noch nicht völlig geklärt. Die herrschende Ansicht geht dahin, daß auf bestimmte Nervenzellen im Sensorium — einem Teil des Gehirns oder Nervenzentrums, in dem man den Sitz des Empfindungsvermögens vermutet — gewisse Reize einwirken. Die betreffenden Zellen besitzen sowohl die Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen als auch sie festzuhalten. Damit ist aber noch nichts darüber gesagt, warum wir einzelne Dinge im Gedächtnis behalten, andere vergessen; warum der eine ein gutes, der andere ein ausgesprochen schlechtes Gedächtnis besitzt.

Über die Bedeutung des Gedächtnisses sind keine Worte zu verlieren. Es lehrt uns, morgens nach der Uhr zu sehen, um zu wissen, wie spät es ist. Es lehrt uns weiter, wie wir uns anzuziehen, wie Messer und Gabel zu gebrauchen haben, daß einzelne Speisen bekömmlich, andere vielleicht schädlich sind. Unsere Sprache und eigentlich alles, was wir im Leben tun, beruhen letzten Endes ausschließlich auf dem Gedächtnis.

Dabei spielt dieses unentbehrliche Hilfsmittel uns zuweilen auch recht sonderbare Streiche. Es kommt vor, daß jemand den Namen eines Gegenstandes vergißt, aber sehr wohl weiß, wie er ihn anzuwenden hat. Andere vermögen ein Ding genau zu erklären, aber ihm nicht die richtige Bezeichnung beizulegen. Sie müssen sich z. B. umständlicher Beschreibung bedienen und sagen, wenn sie eine Stahlfeder meinen, etwa „das Ding, das man zum Schreiben braucht".

Andererseits leistet das Gedächtnis unter Umständen geradezu Staunenswertes. Der Komponist Ivor Novello vergaß eines Tages das Manuskript einer eben von ihm fertiggestellten Oper in einer Droschke. Das für ihn höchst wertvolle Dokument tauchte nicht wieder auf. Novello zog sich darauf für acht Tage in sein Landhaus zurück und schrieb die ganze verwickelte Partitur aus dem Gedächtnis nieder.

Noch erstaunlicher war die Leistung des italienischen Theaterdirektors Mazzinghi. Er pflegte sich zu rühmen, daß er jedes Musikstück, das er einmal durchgelesen habe, aus dem Gedächtnis wiedergeben könne. Es fand sich Gelegenheit, sein Wort wahr zu machen. Die Partitur zu einer bei Mazzinghi neu eingereichten Oper verbrannte infolge eines unglücklichen Zufalls in seiner Wohnung. Der Komponist, der kein Doppel seines Werks besaß, war verzweifelt, aber Mazzinghi tröstete ihn. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und lieferte nach mehrtägiger Arbeit die gesamte Oper neugeschrieben ab. Seine Leistung erscheint bewunderungswürdiger als die des oben genannten Novello, da dieser nur sein eigenes Geisteserzeugnis neu hervorzubringen hatte, während der Italiener das eines anderen, nur auf sein Gedächtnis gestützt, niederschreiben mußte.

Von weiteren erstaunlichen Gedächtnisleistungen seien genannt die eines jungen Italieners aus einer Mittelstadt der Apeninnenhalbinsel, der jedes Haus seiner Vaterstadt in allen Einzelheiten, mit genauer Angabe der Zahl der Türen und Fenster, zu beschreiben vermochte, während ein Schweizer Geschichtsforscher Namen und Geschichte aller in seinem Bezirk lebenden Familien für mehrere Generationen aufzuzählen vermochte.

Als Gegensatz sei zum Schluß noch ein beglaubigter Fall hochgradiger Zerstreutheit, in der man ja nichts als einen Ausdruck mangelhaften Gedächtnisses zu sehen hat, mitgeteilt. Ein hoher Geistlicher war eines Tages mit seiner Gattin zu einem Essen geladen. Bei seinen Gastgebern angekommen, vergaß er vollkommen, daß er sich nicht bei sich zu Hause befand, und äußerte, mißbilligend den Kopf schüttelnd, zu seiner in einiger Entfernung sitzenden Eheliebsten: „Margret, die Suppe ist schon wieder angebrannt. Wir werden die Köchin jetzt aber wirklich entlassen müssen."



* **Übertrieben.** Auf dem Kasernenhofe wird den Rekruten „Stillgestanden!" beigebracht. Der Feldwebel schreit einen unbeholfenen Rekruten energisch an:

„Müller, warum haben Sie gezuckt?"

„Mir saß eine Fliege auf der Nase!"

„Unsinn! Wenn „stillgestanden!" kommandiert ist, haben Sie stillzuhalten — und wenn Ihnen eine Herde Elefanten auf der Nase sitzt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg